

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 39 (1997)

Artikel: Zehn Jahre Kulturwerkstatt In Situ

Autor: Guetg, Marco

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kennen glaubte. In diesem Dialog lag denn auch der intendierte Sinn der Veranstaltung. Denn Kunstwerke existieren nur, wenn sie wahrgenommen werden, das heisst: wenn sie beschrieben, ausgelegt, paraphrasiert, auch verfremdet oder mit Widerspruch konfrontiert werden. Wenn das

Projekt «Weihnachten - Konzert in Bildern und Texten» in diesem Sinne zur Wahrnehmung der Glasfenster von Augusto Giacometti in der Churer St. Martinskirche beigetragen hat, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Stephan Thomas

Zehn Jahre Kulturwerkstatt In Situ

Selbst wer sich in Graubünden nicht speziell für Theater interessiert, der Name «In Situ» dürfte dennoch nicht unbekannt sein. Seit 1986, als In Situ aus Kreisen ehemaliger Mitarbeiter des Churer Stadttheaters gegründet wurde, hat sich In Situ nämlich mit insgesamt 24 Projekten vorgestellt, die in Graubünden immer wahrgenommen wurden – oft kontrovers.

Die Gruppe ist ein Zusammenschluss von Künstlern verschiedener Sparten, die gemeinsam szenische Projekte erarbeiten. Viele Künstler Graubündens haben in den letzten zehn Jahren in verschiedenen Formen (Performances, Gespräche zur Kunst, Theater, Ausstellungen, Lesungen, Konzerte und Videos) an Projekten von In Situ mitgearbeitet. Während die spartenübergreifende Arbeit in den Anfangsjahren zum ästhetischen Programm wurde, hat sich In Situ nicht zuletzt auch aus ökonomischen Gründen vermehrt auf die Theaterarbeit in Verbindung mit der Malerei beschränkt. Als letzte grosse Inszenierung war im Frühling 1996 «2. Erinnerung» zu sehen.

Wolfram Frank gehört zu den Gründungsmitgliedern. Als Regisseur hat er die Theaterarbeit von In Situ wesentlich geprägt. Das folgende Interview will im Rückblick auf die zehnjährige kulturelle Arbeit das Kunstverständnis und Kunstanliegen von In Situ klären.

Wolfram Frank, als sich In Situ im August 1986 vorstellte, wurde in einem Kommentar in der «Bündner Zeitung» der Mut der Gruppe zu Neuem gewürdigt, aber auch die Frage gestellt, «wie lange diese euphorische Stimmung wohl dauern mag». Zehn Jahre sind seither. Sind Sie selbst ein bisschen überrascht?

Wolfram Frank: Ich habe diese zehn Jahre immer auch selbst miterlebt. Insofern kann ich nicht so sehr überrascht sein. Natürlich muss auch emotional etwas Tragendes vorhanden sein, damit eine solche Gruppe zehn Jahre bestehen bleibt. Mit Euphorie hat dies jedoch wenig zu tun. Was wir machen, ist letztlich Arbeit, wir üben schlicht einen Beruf aus.

In Situ ist ein Wagnis eingegangen. Nur: wer etwas wagt, kann auch scheitern. Dass das nicht



geschehen ist, finde ich ein Phänomen. Denn was In Situ in all den Jahren gemacht hat, hat überhaupt nichts mit einer marktgängigen Vorstellung von Kunst zu tun.

Wolfram Frank: Das hingegen finde ich auch erstaunlich, erklärt sich letztlich aber aus bestimmten Lebenswegen der einzelnen Mitglieder von In Situ heraus und hängt auch mit einer hohen Toleranzschwelle gegenüber Frustrationen zusammen.

Weshalb entstand In Situ: aus Frustration bezüglich dem Bestehenden oder aus Lust auf etwas Neues?

Wolfram Frank: Ausgangspunkt war sicherlich der «Frustration» wegen der Zustände am damaligen Stadttheater Chur, aber auch wegen der Marktmechanismen, die den Kulturbetrieb immer mehr beherrschen. Aus Lust allein aber sucht man nicht nach Neuem. Lust verbraucht sich bekanntlich recht schnell. Getragen wurde unsere Initiative vielmehr von einem Kunstwillen, von einer ganz klaren Vorstellung, was wir als Kunstschauffende verwirklichen wollen. In all den Jahren haben wir stets versucht, in der Spur dieses Willens zu arbeiten.

In der In-Situ-Konzeption von 1986 taucht der Begriff «Verbindung der Künste» auf. Gedacht wurde an die Zusammenarbeit mit Theaterschaf-

fenden, Musikern, Malern, Literaten usw. Geblieben sind das Theater und die bildende Kunst. Hat man damals zu hoch gegriffen?

Wolfram Frank: «Verbindung der Künste» war zu jener Zeit ideologisch gefärbt. Solche Begriffe würde ich heute nicht mehr gebrauchen. Dennoch: In Situ ist jetzt vor allem eine Arbeit von Theaterleuten und Malern. Das hat vor allem damit zu tun, dass es in Chur eine ausgeprägte Maler-Szene gibt, mit der ich und die anderen Theaterleute damals in einen engen Austausch kamen. Doch auch arbeitsökonomische Gründe spielten eine Rolle, dass wir uns immer stärker auf das Theater und die Bildende Kunst konzentriert haben.

Es gibt aber auch schreibende Bündnerinnen und Bündner. Mit Mariella Mehr («Das ausgeblutete Gewicht», «Anni B.») hat In Situ zusammengearbeitet.

Wolfram Frank: Die unglückliche Erfahrung mit «Anni B.» war bestimmt blockierend.

Mit Reto Häny ist nie etwas zustandegekommen.

Wolfram Frank: Das stimmt nicht. Reto Häny hat an den «Haldensteiner Gesprächen» mitgemacht. Und vorher schon habe ich mit ihm über eine Übersetzung von Calderons «Das Leben ist Traum» gesprochen. Leider ist das nicht zustandegekommen. Aber es wäre natürlich wünschbar, etwas mit ihm zu realisieren.

Man könnte beispielsweise seinen Roman «Ruch» dramatisieren.

Wolfram Frank: Ein Projekt «Ruch/Chur» mit einem provokanten Stoff und einem berühmten Schriftsteller bekäme von Anfang an einen Marktaspekt. Das wollen wir nicht. Wir machen bewusst nie etwas aus Aktualitätsgründen oder weil es marktgängig sein könnte. Zudem handelt es sich bei «Ruch» um einen Prosatext, bei dem ich eine theatralische Umsetzung überhaupt nicht sehe.

Die Architektur wird bei In Situ völlig ausgeklammert.

Wolfram Frank: Kafkas «Schloss» wollen wir immer noch verwirklichen. Und das Bühnenbild, entworfen vom Haldensteiner Architekten Peter Zumthor, steht schon.

Einst war auch von «Austausch, Gespräch und Koordination mit Künstlern aus anderen Kantonen» die Rede. Es blieb bei der Idee. In Situ wurde zu einem Solitär in der Bündner Kulturlandschaft mit einem klar definierbaren Personenkreis. Personal gab es in den vergangenen Jahren keine Überraschungen.

Wolfram Frank: Dieser Austausch hat nicht stattgefunden, das ist richtig – was ich einen normalen Vorgang finde. Man macht einen Entwurf und es schält sich dann von selbst heraus, wohin

er führt und worin er sich letztlich manifestiert. Gewisse Dinge fallen weg, andere werden stärker. Bei In Situ führte der Weg immer mehr in die eigene Arbeit. In den Projekten haben aber viele Schauspielerinnen und Schauspieler aus anderen Kantonen, auch aus Deutschland und Österreich mitgewirkt.

Und die kulturpolitische Arbeit, die einst auch als wesentlicher Bestandteil des In-Situ-Programms galt, wurde fallengelassen. Aus Resignation?

Wolfram Frank: Nicht aus Resignation, sondern aus einer bewussten Abkehr von alten kulturpolitischen Ikonen. Wir sind dem Imperativ der Arbeit gefolgt. Diese hat eine stete kulturpolitische Anstrengung schlicht nicht mehr zugelassen.

Ihr wolltet doch die Hand, die gibt, nicht mehr beissen?

Wolfram Frank: Überhaupt nicht. Anfänglich haben wir ganz ordentlich gebissen und uns auch unbeliebt gemacht. Wir haben uns nie angebiedert. Und dennoch hat sich das Gespräch mit der Stadt Chur und dem Kanton erfreulich entwickelt.

Der «Haldensteiner Herbst» (1986) war eine Art Auslegeordnung. In Situ zeigte, in welche Richtung man gehen will. Lässt sich im Rückblick ein roter Faden ausmachen?

Wolfram Frank: Wir verstehen uns als Theaterautoren. Insofern sind alle unsere Projekte an Stoffen orientiert. Dazu kommt die Arbeit der Maler, die Bedeutung des Bildes, aber auch die Umformulierung, die Arbeit am eigenen Begriff des theatralischen Bildes.

Und das wäre?

Wolfram Frank: In unseren Projekten liegt immer eine Umkehrbewegung zugrunde, in Anlehnung an Heideggers Satz, wonach wir nicht hören, «weil wir Ohren haben», sondern Ohren haben, «weil wir hören». Das heisst: Nicht der Mensch macht die Welt, sondern die Welt macht den Menschen. Oder: Nicht der Mensch erblickt die Geschichte, sondern die Geschichte erblickt den Menschen. Diese Umkehrbewegung ist in jedem unseren Projekten zu erkennen. Thematisiert wird somit der Subjektivbegriff, auch der schauspielerische. Deshalb kommt bei uns die Aktualität weder als Begriff noch als Ziel vor, sondern das Gegenteil davon: die Tradition, der lange Weg, auf dem alle Dinge schon daherkommen und in den wir eingebunden sind.

Was heisst das bezogen auf «Lenz», jener Inszenierung von In Situ, die meines Wissens sowohl von der Kritik wie vom Publikum am besten aufgenommen worden ist?

Wolfram Frank: Das heisst: Lenz wird nicht wahnsinnig, sondern er wird in den Dienst oder

vielleicht gar in den Schutz des Wahnsinns genommen. «Lenz» ist nicht die Biographie eines Menschen, der aus gesellschaftlichem Terror heraus wahnsinnig wird. Vielleicht ist diese Reise in den Wahnsinn, der ja auch eine Art von ausgezeichneter Helle ist, sein Lebensschicksal.

Wie bei Nietzsche?

Wolfram Frank: ... und bei Hölderlin, der in vielen Projekten eine Rolle spielt. An Nietzsche lässt sich die These vielleicht am besten formulieren: Nicht Nietzsches Leben führt zu diesem Werk, sondern das Werk steuert Nietzsches Leben. Die Dekonstruktion, die Aufdeckung der dunklen Rückseiten der Metaphysik und des Christentums ist die Steuerung von Nietzsches Leben.

Und wie bringt man solche Gedanken auf die Bühne?

Wolfram Frank: Wir versuchen jeweils, geprägt von solchen Gedanken, Bilder zu entwickeln. Die Umkehr kann jedoch nie mit deutlich fassbaren szenischen Vorgängen gezeigt werden. Im besten Fall ist alles nur ahnbar.

Beim Nietzsche-Projekt war das meiste nicht einmal ahnbar. Entsprechend schlecht ist diese Inszenierung denn auch aufgenommen worden.

Wolfram Frank: Nietzsche war eine Überforderung – für alle. Wer sich mit Nietzsche beschäftigt, gerät in einen Strudel, der jeglichem Verständnis vorerst einmal den Boden entreisst. Nur: Das muss so sein! Wer sich mit Nietzsche auseinandersetzen will, muss in diesem Strudel ausharren.

Wer Nietzsche inszeniert, sollte doch ein gewisses Mass an Verständnis haben. Sonst versteht niemand etwas.

Wolfram Frank: Nietzsche verstehen zu wollen und dieses Verständnis gleich noch auf die Bühne zu bringen, ist ohnehin unmöglich. Das wäre lediglich die Illustration eines scheinbaren Verständnisses. Was es braucht, ist eine Art Hingezogenheit zu Nietzsche, eine Unausweichlichkeit, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Wir haben uns eingelassen, wie auf einen Zweikampf mit einem «Gegner», der uns unendlich überlegen ist. Aber ich denke, man muss das tun, wenn man in Graubünden lebt, allein schon wegen der Nachbarschaft von Nietzsches Sils-Maria.

Sich an solches Denken mit den Mitteln des Theaters heranzutasten ist ein wesentliches Merkmal Ihrer Arbeit, und das Resultat bringt jeweils auch wesentliche Schwierigkeiten – nicht zuletzt für das Publikum.

Wolfram Frank: Das ist richtig. Solche Fragen haben deshalb wir auch in unserer letzten Arbeit, der «2. Erinnerung» thematisiert. Darin stecken in verdichteter Form viele Reflexionen über das Theater und das Bild. Nur, kaum jemand erkennt das.

Weil wir alle ein bisschen ungebildete Betrachter sind?

Wolfram Frank: Das sind in gewissem Sinne «Zeitgeist»-Vorgänge. Das Denken der Umkehrung, von dem ich gesprochen habe, können nur wenige Menschen nachvollziehen, weil die eigene Zeit den Blick verstellt, in gewisser Weise das Fenster ist.

Also doch eine Frage der Bildung?

Wolfram Frank: Gewisse Bildungsvoraussetzungen sind tatsächlich nicht mehr vorhanden. Es gibt kein Bildungsbürgertum mehr, und niemand beschäftigt sich mehr ernsthaft mit Philosophie und Theologie. Dazu kommen die harten Mechanismen des Rezensionsmarktes. Wir erreichen selbst geschulte Theaterrezensenten nicht, weil unser Hintergrund eher philosophisch-theologisch ist. Wer weiss schon etwas von Wittgenstein, Heidegger oder Hölderlin? Es gibt keine Kanons mehr, durch den hindurch die Gesellschaft sich verständigen könnte.

Nur, wenn In Situ unbeirrt diesen Weg weitergeht, kommt man bald einmal auf einen Punkt, wo man Theaterprojekte nur noch für sich selbst verwirklicht.

Wolfram Frank: Das ist nicht richtig. Wir hatten letztes Jahr soviele Aufführungen und Zuschauer wie nie. Richtig aber ist, dass es keinen schnellen Weg zur Kunst gibt. Was ist Kunst? Die Arbeit am Bild des Menschen. Welches Bild des Menschen entwirft man auf der Bühne? Immer eines, das mit allen Fragen des Menschen und der Welt vernetzt ist. Insofern hat jedes Theater eine philosophische und theologische Behauptung in sich, weil Theater sich vollkommen im Geflecht der menschlichen Grundvoraussetzungen bewegt. Aristoteles und Hölderlin sind wichtige Autoren, um das Theater zu verstehen als Brecht oder Stanislawski. Aber das ist schwer einzusehen.

Nicht-Verstehen scheint zum künstlerischen Programm von In Situ zu gehören.

Wolfram Frank: Vielmehr das Problem des Verstehens. Wer ver-steht, steht irgendwo. Wo, sagt das Wort nicht. Es sagt lediglich, dass man einen jeweiligen Stand hat. Der genaue Wortsinn meint etwas ganz anderes als unser umgangssprachliches «Verständnis» dieses Begriffes.

Und wer nicht versteht, fängt an, Fragen zu stellen.

Wolfram Frank: Und irrt umher. Wer umherirrt, durchquert verschiedene Landschaften. Ein solches Durchqueren im Nichtverstehen manifestiert sich auch in der Kunst. Das Problem des Verständnisses liegt ja gerade darin, dass es kein Verständnis gibt: weder von sich selbst noch von der Welt. Man sieht den Abgrund, kommt aber nie auf den Grund.

Wer derart überzeugt ist von seinem philoso-

phisch-theologischen Ansatz und gleichzeitig merkt, dass den Zuschauern oft dieser Background fehlt, müsste doch das Bedürfnis haben, seine Theaterarbeit derart zu gestalten, damit das Verständnis grösser wird.

Wolfram Frank: Der Wunsch ist da, und wir geben uns immer wieder Mühe. Und wir wären sehr glücklich, wenn das Publikum mehr Verständnis und Zuneigung zu uns hätte. Erzwingen kann man das nicht. Einfacher wäre es, wenn uns der Markt eines Tages akzeptieren würde.

Das wäre für In Situ doch ein Grund, sofort mit der Arbeit aufzuhören.

Wolfram Frank: Unsere Arbeit wäre davon nicht berührt. Selbstverständlich würden wir uns freuen, wenn wir mehr Zuschauer und somit auch mehr Erfolg hätten. Der Markt aber ist dem eigenen Wollen entzogen. Er ist eine Faktizität wie die Sache und die Kunst auch.

Das heisst: Sobald Sie ein Projekt in Angriff nehmen, läuft ein Prozess ab, der nur noch mit der Sache selbst und nichts mehr mit dem Publikum zu tun hat?

Wolfram Frank: Mit dem Menschen und somit auch mit dem Publikum. Ich kann das nur wiederholen: Kunst ist Arbeit am Bild des Menschen. Somit ist sie immer auf den Anderen, das Publikum, bezogen.

Es gibt viele Menschen, die in den vergangenen zehn Jahren noch nie eine Inszenierung von In Situ gesehen haben. Was, glauben Sie, haben diese Menschen verpasst?

Wolfram Frank: Momente der Befremdung, des Ärgers, der Verwunderung, der Irritation. Aber auch Momente der Schönheit – der Schönheit einer Geste, der Würde eines Bildes.

Marco Guetg

Erkundungen

Zauber um eine Formel

Die Zauberformel, anzuwenden auf Bundesratswahlen, muss oft für ganz andere Dinge herhalten. Wenn die Dose der politischen Aktualitäten leer zu werden droht, greifen die Bearbeiter der Bundespolitik in aller Regel zum Thema: Wie geht es weiter mit der Zauberformel? Oder: Wozu taugt sie noch? Diese Fragestellung muss anscheinend für einige andere einspringen, ohne dass man eigentlich mit Sicherheit wüsste, weshalb. Die Formel ist geläufig, sie hat ihre Bekanntheit, sie hat ihre Souplesse, sie kann in zahlreichen Situationen mit Begebenheiten, auch mit Wünschen und Vorschlägen bunter Art in Verbindung gebracht werden. Zum Ärger vieler ihrer Lieblinge enden die Diskussionen, neuestens vor allem via TV verbreitet, wenn auch nicht vertieft, im Nichts. Schlüsse werden, soweit der Bürger den Gesprächen zu folgen vermag, nicht gezogen. Bis zum nächsten Mal. Dann werden wir wieder sehen, was damit gemeint sein könnte!

Solche Gedanken ergaben sich für den Bürger, für den die Politik vor allem eine praktische Sache ist, etwa nach den letzten Nationalratswahlen. Damals kam die Formel häufig ins Gerede. Nur selten wurde aber das Nutzlose dieser Art von politischer Argumentation erkannt, geschweige denn verbal hervorgehoben und erläutert. Die meisten Votanten und Schreiber glaubten nach wie vor und unverdrossen, in dieser Zauberformel

stecke eine magische, unberechenbare Kraft, den einen willkommen, den andern ein Ärgernis – und nur wenige waren offenbar bereit, zuzugeben, dass es sich überhaupt nicht um diese Formel drehen könne. Es bestehe kein sachlicher Zusammenhang zwischen ihr und den Fragen, die konkret und aktuell zu erörtern wären. Etwa – wie ange deutet – die Parlamentswahlen.

Der Bürger (und natürlich die Bürgerin), der für den ganz persönlichen Entscheid, wer zu wählen sei, zuständig ist, stellt in keinem Fall auf Erwägungen ab, die mit der Zauberformel etwas zu tun haben könnten. Für seinen Entscheid kann ihm die ganze Diskussion um die Zauberformel gleichgültig sein. Was sollte er damit eigentlich anfangen? Ihn interessieren die Kandidatinnen und Kandidaten, weshalb sie so bekannt sind, was sie geleistet haben, ihre Zuverlässigkeit, möglicherweise sogar ihr Erscheinungsbild. In Einzelfällen nimmt er wohl auch Parteiempfehlungen zur Kenntnis.

So betrachtet muss es schon überraschen, wenn die Zauberformel immer wieder in den Vordergrund der politischen Informationen via Medien geschoben werden möchte, selbst dann, wenn die ganze Welt weiß, dass sie im besten Fall anlässlich von Bundesratswahlen akut und am Rande brauchbar in Erscheinung treten wird. Erst dann wird sich herausstellen, ob und warum die Fraktionen und die Einzelgänger an dieser früher einmal begründeten Konfiguration festhalten wollen oder nicht. Nur in diesem Stadium wäre zu klären,